

Die andere Seite

Paul und Anna waren ein ungewöhnliches Paar. Außergewöhnlich würde ich gar meinen. Als ich die Beiden zum ersten Mal sah, da waren sie wie Alle, verliebt und in Gedanken auf Wolke 7. Das war vor 20 Jahren. Ich suchte damals als Maklerin ein Haus für sie. Das Haus sollte die Vollendung ihrer Zweisamkeit werden. Auch heute sind die Beiden vereint, Sarg neben Sarg liegen sie gemeinsam in der Erde, wo ihre Körper in die Natur übergehen werden.

Auf der Suche nach ihrem Haus wurden wir drei Freunde. Langsam lüftete sich der Schleier der Zaghaftheit und Scheu. An jedem ersten Samstag des Monats trafen wir uns in dem kleinen Caffé neben der Autobahn. Niemand würde einen zu einem derartig ungemütlichen und lauten Ort folgen. Wir fühlten uns sicher. An unserem Stammtisch sprachen und lachten wir bis spät in die Nacht hinein. Dort an unserem Ort fielen mir die Risse auf. Sie wurden immer markanter und ließen den Schein der Perfektion ihrer Liebe nach und nach bröckeln. Es fing damit an, dass Pauls Hemdärmel nach oben rutschte. Zum ersten mal sah ich die Narbe. Weiß, wie totes Fleisch klaffte sie an seinem Handgelenk. Ich war wie hypnotisiert, aber er bemerkte seinen Fauxpas und schob das Hemd nach unten. Wir hatten nie darüber gesprochen. Doch von da an beobachtete ich sie genauer. Auch Anna hatte Narben, sie waren nicht so markant wie Pauls, aber sie waren da. Haarfeine Striche säumten ihren Arm. Ich recherchierte gepackt von meiner Neugier und stieß dabei auf ihr Geheimnis, dass sie 10 Jahre aus ihrem Leben probiert hatten auszuradiieren. Weil ich mich schämte: ihnen auf diese Weise nachspioniert und in den Rücken gefallen zu sein, schwieg ich. Ich drängte diese Gedanken zurück, sperrte sie weit hinten in meinen Kopf in einen zugemauerten Raum der Schuld.

Wir blieben Freunde, auch wenn sich unsere Leben gänzlich anders entwickelten. Meine Familie wuchs, während Pauls und Annas sich auf eine Katze namens Tula beschränkte. Trotzdem hatte ich nie das Gefühl; sie wären nicht angekommen im Leben, sie sehnten sich nach nichts und brauchten nur sich.

Weiterhin schwanden meine Gedanken über ihr Geheimnis. Sie verblasten in ihrem Verlies in meinem Kopf. Die Mauer des Vergessens hatte gehalten, all die Jahre lang.

Ein Leben lang kreuzten sich unsere Wege, unzertrennbar wie zwei Halbkugeln. Der rote Faden unseres Lebens franste aus, schnürte uns die Beine zusammen, doch immer war der andere da, um alles zu entwirren. Durch Anna und Paul lernte ich leben. Und Anna und Paul lernten durch mich endlich zu vertrauen.

Heute

Die Leute, alle in schwarz gekleidet und mit Taschentüchern bestückt, sehen mich noch immer ungläubig, fassungslos und verwirrt an. Denn das, was ich Ihnen auf der Trauerfeier über Paul und Anna sagte, zerrüttete ihre Welt. Das war vor einer halben Stunde.

Die Glocken läuten, als ich den Friedhof betrete. Ich halte schützend meine Hände vor das Gesicht, als eine eisige Böe um die Ecke biegt. Die Eiskristalle bohren sich in meine Haut. Mutlos und frierend stapfe ich auf die kleine Kapelle zu, die am Ende des Friedhofs im Dunkeln liegt. Unbekannte laufen mit zu Eis gefrorenen Tränen auf den Wangen an mir vorüber. Sie alle gucken betreten auf den Boden. Im Gegensatz zu ihnen, muss ich nicht weinen. Ich habe mich schon lange verabschiedet. Im Gehen denke ich über die Ironie des Todes nach. Im Winter zu sterben entsprach so gar nicht dem Gemüt und der Heiterkeit Annas und Pauls. Während immer heftigere Böen meine Haut malträtieren, schweifen meine Gedanken zu einem Bild in meinem Kopf. Eine Woche zuvor hatte ich sie gefunden, friedlich im Sessel zusammengesunken. Und Anna hielt diesen Brief in der Hand. Der Brief, der das Leben vieler zerspringen und verkehrt erscheinen lassen würde. Auch mich traf er unvorbereitet. Im Lesen vertieft, verspürte ich einen Schmerz, dort wo sonst nur Vergessen war. Annas Brief hatte meine Schuld neu entfacht, sie anschwellen lassen. Schlussendlich war es der Schuld gelungen, die Mauern in meinen Kopf zum Zerbersten zu bringen. Den Kopf schüttelnd probierte ich mich von dem Gedanken zu lösen, die Erinnerung in den Wind zu schütteln. Doch war es gerade dieser Gedanke, der mich hierher führte. Wie ein Hund war ich ich durch die Leine des Zwangs hierher gezogen worden.

In der Kapelle war es warm. Kerzen standen zu beiden Seiten des Ganges und ließen die Lichter in den Buntglasfenstern fluoreszieren. Ich schritt nach vorn zu meinem Platz. Nässe troff von meinem Mantel auf den Boden. Angeekelt schaute ich weg. Kaum saßen alle, fing der Pastor an zu sprechen. Wäre es nach mir gegangen, so hätte er seine belanglosen Worte nicht an einem solchen Tag aufsagen dürfen. Allerdings schien es den Anderen zu gefallen. Nach einer Ewigkeit sprachen die engsten Freunde der Verstorbenen. Ich hatte um die letzte Rede gebeten, wollte ich ihnen doch ihre Bewunderung lassen. Aber irgendwann kam nun mal ich. Ich erhob mich langsam, die Schwere meiner Bürde auf den Schultern spürend. Mein Chiffonrock raschelte, als ich auf das Rednerpult zutrat. Meine Schritte hallten in meinen Ohren nach. Nun war es an mir, die Wahrheit zu erzählen. Das war ihr Wunsch.

Als ich begann, ging ein Raunen durch die Menge, kurz wie ein Windhauch. Dann war es still, so still als seien wir die Toten, welche in einer grotesken Art des Puppenspiels verwendet wurden.

Paul und Anna lernten sich über mehrere Jahre kennen. Alles begann an dem Tag, als ein fremder Mann Anna von ihrem Wagen riss, in ein Gebüsch zerrte, sie vergewaltigte, mitnahm und gefangen hielt. Damals war Anna siebzehn Jahre jung. So voller Liebreiz und Unschuld, wie ein Knospe die aufbrach. Der Mann, der ihr das antat, war niemand Geringeres als Pauls Vater. Dieser war im Gegensatz zu Paul, der ganz nach seiner gutmütigen Mutter kam, laut, aggressiv und zögerte auch nicht davor, Menschen Schmerzen anzutun, um seinen Willen zu erhalten. So tat er es mit Anna, sie wurde geschlagen, bis sie in die Ohnmacht hinabglitt, sie musste hungern, wenn sie nicht spurte, doch das Schlimmste waren seine Wünsche. Sie raubten ihr den Schlaf, verdrängten das Licht in ihrem Leben, bis es nur noch die klamme Dunkelheit ihrer steinernen Kammer gab. Paul wusste nicht, dass sein Vater in der maroden Scheune einen vermauerten Raum mit einem gefangenen Mädchen besaß. Er litt weiter, bis er, nach dem Tod seiner Mutter, allen Mut zusammen nahm und floh. Er rannte über das Feld zu der alten Scheune. Dort wollte er bis zur Nacht warten und zur Stadt fliehen. Als er dort ankam hörte er Schreie und ein Knallen, das ihn von innen her erbeben ließ. Er riss das Scheunentor auf, sah den eingemauerten Raum, schrie und Schreie folgten als Echo zurück. Er suchte nach dem Schlüssel, wie durch das Schicksal gelenkt, fiel das Abendrot durch das Scheunengebälk und der Schlüssel blitzte auf. Mit klammen Fingern klaubte er ihn aus dem nassen Stroh, riss die Tür auf. In seine Arme fiel eine spindeldünne und verängstigte Anna. Ihr Gesicht war verschmiert von frischem und geronnenen Blut. Eine Platzwunde klaffte an ihrer Schläfe. Ungläubig starrte er sie an. Es dauerte nur ein paar Minuten, bis sein Gehirn wieder reagierte, dennoch dachte er, er hätte Stunden mit diesem Bündel Elend in seinen Armen dort gestanden. Wieder zur Flucht fähig, hob er sie hoch, schmiss sie über seine Schulter und rannte. Das Einzige, was er bemerkte war, wie der Kopf des Mädchens unkontrolliert gegen seinen Rücken schlug. Als er nicht mehr konnte, stellte er sie vor die Wahl, warten oder selbst laufen. Sie schafften es bis zum nächsten Krankenhaus, dort kollabierte sie und verschwand in einem Tornado aus weißen Kitteln. Auch er bekam ein Bett und schlief einen unruhigen, von Schreien durchzogenen Schlaf. Am nächsten Morgen registrierte er, dass das Mädchen von gestern in einem Bett neben seinem lag. Ein Schlauch steckte in ihrem Hals. Mit weit aufgerissenen Augen probierte sie Wörter hervorzuwürgen. Er ergriff ihre Hand. Das Mädchen sah ihn an, probierte die Hand wegzuziehen. Aber es schien ihr alle Kraft zu rauben. So verbrachten sie die nächsten Tage. Die Schwestern meinten, dass er selbst im

Schlaf ihre Hand halten würde. Bald jedoch wurde er entlassen, wollte dieses Mädchen nicht allein lassen, hatte aber noch eine weitere Aufgabe. In der Nacht schlich er zurück zum Hof seiner Kindheit. Er wusste, dass sein Vater abgeholt worden war. Weil er jedoch jeden Gedanken an diesen Mann als verschwendet betrachtete, ließ er es bleiben, über ihn nach zu grübeln. Er schlich zurück, packte ein paar Sachen von sich, Erinnerungsstücke an seine Mutter ein und plünderte das geheime Geldversteck seines Vaters. Dann ging er ohne einen Blick zurück zum Krankenhaus und wartete dort eine Woche. Solange hatte es gedauert, bis sie wieder sprechen konnte, sie sprach nur mit ihm. Irgendwann gaben ihm die Schwestern sein Bett zurück. Die Beiden fingen bald an, nicht mehr nur über banale Dinge zu sprechen, sondern auch über ihre Zukunft. Anna hatte damals schon beschlossen, dass sie diesen Jungen nicht mehr gehen lassen würde. Er war der Sohn ihres Vergewaltigers, ihres Peinigers. Trotz allem liebte sie ihn. Liebte seine Art, wie er sie beim Schlafen beobachtete, wie seine Hand in ihre passte und wie er lachte. Das hatte sie ins Leben zurückgeholt. Das Lachen war ihr Leuchtturm in der Not. Auch er liebte sie, wie sie sich durch das Haar strich, immer das sagte, was sie dachte und wie er in ihren Augen ertrinken konnte. Beide trauten sich nicht, dem anderen ihre Gefühle zu gestehen. Zu abstrus und unangenehm waren sie ihnen. Wer liebt schon den Sohn eines Vergewaltigers, das dachten Beide. Es war einer Schwester zu verdanken, dass sie schließlich zueinander fanden. Die Schwester verwechselte das Essen der Beiden mit dem Essen des Nebenzimmers. Als Anna die Speiseglocke anhub, stand dort auf einem Zettel: Ich liebe dich!

Das habe ich den Anwesenden der Trauerfeier erzählt, dann bin ich gegangen. Zurück durch den Gang, während mir die Blicke folgten. Zurück in das Schneegestöber. Ich wartete auf einer Bank, als die Särge nach draußen getragen wurden, blieb ich stehen, sah zu, wie sie in das tiefe Nichts hinabgelassen wurden und verschwanden. Eine halbe Stunde war vergangen. Eine tiefe Wunde hatte sich in unser aller Gedächtnis gebrannt und mein Anblick erinnerte sie an das eben gehörte furchtbare Schicksal. Ich drehte mich weg, ging den Friedhofsweg hinab. Ich blickte nicht zurück. Am Tor blieb ich stehen und flüsterte: Liebe ist das Unmögliche des Möglichen, sie bricht die Mauer zwischen Freund und Feind.

Eine Geschichte von Lena Krause 9b